

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 23

Oktober 2002

Herbert-Samuel-Preis 2002 für Ursula Sienczak

Partner gesucht und Freunde gefunden

Der Herbert-Samuel-Preis wird für besondere Verdienste bei der Förderung aktiver Toleranz verliehen. Die Förderung aktiver Toleranz ist vor allem eine zukunftsorientierte Aufgabe. In ihrem Mittelpunkt steht daher vordringlich die Initiierung und Unterstützung positiver Wertbildungsprozesse bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Insbesondere durch die Begegnung und gemeinsame Arbeit von Jugendlichen unterschiedlicher Nationalitäten, verschiedener kultureller Prägungen und religiöser Bekenntnisse kann eine positive Wertebildung nachhaltig befördert werden.

Ursula Sienczak arbeitet seit zehn Jahren in der Pater-Siemaszko-Stiftung in Krakow. Sie wurde 1963 in Lubartow bei Lublin geboren. Die studierte Linguistin und Journalistin hat ihre Tätigkeit vor allem der Entwicklung und Realisierung internationaler Jugendprojekte gewidmet. Daß die an diesen Projekten beteiligten polnischen Jugendlichen zumeist aus schwierigen sozialen und materiellen Verhältnissen kommen, ist von besonderer Bedeutung. Im Rahmen der weitgefächerten Arbeit der Siemaszko-Stiftung wird diesen Jugendlichen neben Schulnachhilfe und Fremdsprachenkenntnissen, sportlicher und künstlerischer Talentförderung auch die ihnen ansonsten vielfach verschlossene Möglichkeit zum Kennenlernen des Anderen – eines anderen Landes, einer anderen Sprache, einer anderen Kultur gegeben. Diese Möglichkeit erhält

ihren besonderen Wert durch die intensive persönliche Begegnung mit Gleichaltrigen. Die Pater-Siemaszko-Stiftung führt ihren Namen auf den Krakauer Missionspriester Kazimierz Siemaszko zurück, der im 19. Jahrhundert mehrere Unterkunfts-, Verpflegungs- und Bildungshäuser für Krakauer Straßenkinder aufbaute. Diese Zentren wurden nach dem Tod des Gründers weitergeführt und überdauerten beide Weltkriege. Anfang der fünfziger Jahre wurden die Einrichtungen von der kommunistischen Regierung Polens geschlossen und die Gebäude enteignet. Nach der politischen Wende in Osteuropa wurde ein Teil des ehemaligen Eigentums der Pater-Siemaszko-Einrichtungen zurückgegeben, so daß die Stiftung 1991 wiedererstehen konnte. 1993 gründete die Stiftung das neue Kinder- und Jugendzentrum „U Siemachy“, dessen inhaltliches Profil durch die Arbeit von Ursula Sienczak gestaltet wird.

Ursula Sienczak baute in den vergangenen Jahren Austauschprojekte mit deutschen, tschechischen, slowakischen, holländischen und israelischen Jugendlichen auf. Das Max-Samuel-Haus hat die außerordentlich engagierte und wirkungsvolle Arbeit der Pater-Siemaszko-Stiftung seit 1999 in einem gemeinsamen deutsch-polnisch-israelischen Jugendprojekt kennengelernt, welches vor wenigen Wochen seinen Abschluß fand. Das Projekt „Wochn fun bitochn – Wochen der

Hoffnung“ war das bisher langfristige und umfangreichste Jugendprojekt des Max-Samuel-Hauses. In den drei Jahren fanden 7 internationale Jugendworkcamps mit ca. 200 Teilnehmern aus 5 Nationen statt. In der Vor- und Nachbereitung wurden dazu auf deutscher Seite 38 Veranstaltungen mit einer Kerngruppe von 40 Jugendlichen durchgeführt. Ferner fanden 451 Begleitveranstaltungen mit 16.497 Jugendlichen statt. Öffentlich wahrnehmbare Höhepunkte unserer gemeinsamen Arbeit waren die Aufführung eines von den polnischen, deutschen und israelischen Jugendlichen in einem Musikworkshop mit dem Wuppertaler Künstler Manfred Lemm erarbeiteten Konzertprogramms mit jiddischen Liedern im Garten des Max-Samuel-Hauses und die Präsentation von Arbeitsergebnissen eines Kunstworkshops in einer Ausstellung, die sowohl im Rahmen des 11. Internationalen Jüdischen Festivals in Krakau als auch im Max-Samuel-Haus zu besichtigen war.

Uns hat die große Sensibilität Ursula Sienczaks für einen gegenseitig akzeptierenden Umgang mit den sehr unterschiedlichen jugendlichen Projektteilnehmern ebenso beeindruckt wie ihre kreative, auch in schwierigen Situationen praktikable Lösungen findende Projektleitung. Sie ist uns Vorbild geworden in ihrer Fähigkeit, „Drähte“ zu Jugendlichen zu entwickeln und diese auch über einen langen Zeitraum nicht abreißen zu lassen, zu verfestigen und weiterzuentwickeln.

Die von Ursula Sienczak in der Pater-Siemaszko-Stiftung mit Partnern aus Israel, Deutschland und anderen Staaten entwickelten Projekte zeichnen sich durch ein hohes Maß an historischem Bewußtsein aus. Gerade in der Entwicklung von Projekten z.B. mit Deutschland und Israel wendet sie sich bewußt historisch belasteten Themenfeldern zu: dem Verhältnis zur ehemaligen deutschen Okkupationsmacht, dem Verhältnis zur polnisch-jüdischen Geschichte, dem Verhältnis des heutigen Polens zum jüdischen Staat Israel. Diese Themenwahl und ihre Umsetzung ist beispielhaft. Wir konnten in dem gemeinsam mit Ursula Sienczak und der Siemaszko-Stiftung gestalteten Projekt erleben, wie durch das schrittweise Wachsen von persönlichen Bindungen zwischen polnischen und deut-

schen Jugendlichen sowohl historische Unkenntnis abgebaut, Klischees und Vorurteile gebrochen, vielfältige Gemeinsamkeiten entdeckt und bestehende kulturelle Unterschiede als gegenseitig anregend erkannt wurden.

Als Koordinatorin der internationalen Projekte der Siemaszko-Stiftung hat Ursula Sienczak seit 1996 die Arbeit von deutschen Freiwilligen der Aktion Sühnezeichen / Friedensdienste und seit 2001 auch den Einsatz internationaler Freiwilliger des European Voluntary Service in Krakow verwirklicht. Diese Freiwilligen arbeiten in Polen in Gedenkstätten, an sozialen Projekten und mit Überlebenden des zweiten Weltkrieges.

Der Vorstand der Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock / Max-Samuel-Haus würdigte Ursula Sienczak für ihre „außerordentlichen persönlichen Verdienste um die wachsende Verständigung zwischen polnischen, deutschen und israelischen Jugendlichen“ mit der Verleihung des Herbert-Samuel-Preises 2002.

Die diesjährige Preisverleihung fand am 1. September bei schönstem Sommerwetter im Garten des Max-Samuel-Hauses statt. Der Tag begann mit der Eröffnung der Foto- und Dokumentenausstellung „Pöppendorf statt Palästina – der Zwangsaufenthalt der Passagiere der ‚Exodus 1947‘ in Lübeck“. Diese schon in sieben Orten der Bundesrepublik gezeigte Ausstellung entstand ebenfalls aus einem Schülerprojekt und gilt als beispielgebend in der Präsentation von Arbeitsergebnissen von Schülerprojekten. Die Ausstellung wurde vor allem von Schulklassen und Projektgruppen wahrgenommen. Großen Beifall fand der Auftritt der jungen Musiker der Gruppe „Halb und Halb“ vom Rostocker Konservatorium, die in den Ausstellungsräumen und im Garten Klezmer-Musik bot. Über 60 Gäste konnten in der Dankesrede von Ursula Sienczak die Worte vernehmen, die auch uns – die Mitarbeiter des Hauses – bewegt haben und uns zuversichtlich auf unsere nächsten gemeinsamen Projekte blicken lassen: „Wir haben Partner gesucht und haben Freunde gefunden.“

Wolfgang Weiskirchen

Theresienstadt in Not

Unmittelbar vor den Veranstaltungen zum 11. Jahrestag der Gründung des Max-Samuel-Hauses am 1. September erreichte uns ein Anruf der Rostocker Bundestagsabgeordneten Christine Lucyga. Sie stellte sich und uns die Frage: Wie sieht es eigentlich nach dem Hochwasser in Terezin, dem Ort des einstigen „Altersghettos“ Theresienstadt aus? Sollten nicht gerade wir, das Max-Samuel-Haus, dessen Förderverein sie seit Jahren angehört, helfen?

Viel und umfangreich hatten die Medien über die Hochwasserschäden in Dresden und Grimma, in Meißen und Prag berichtet, aber Terezin/Theresienstadt? Über Internet-Recherchen und Kontakt zur tschechischen Botschaft in Berlin trugen wir Informationen zusammen: Die Gedenkstätte ist schwer betroffen und bis auf unabsehbare Zeit geschlossen, der Ghettofriedhof durch Schlamm-Massen verwüstet, das Inventar des Museums und der Jugendbegegnungsstätte zerstört, das historische Archiv überflutet, sämtliche Kommunikationswege unterbrochen...

Schließlich gelang es uns, den aus der Gedenkstätte in die Jüdische Gemeinde Terezin umgezogenen Direktor telefonisch zu erreichen: Ja, die Gedenkstätte ist in ihrem Fortbestehen existentiell bedroht, die Schäden belaufen sich nach ersten Schätzungen auf etwa 2 Millionen Euro, es gibt viele Freiwillige, aber es fehlt an Geld.

Am 1. September veröffentlichten das Max-Samuel-Haus und Dr. Christine Lucyga einen Aufruf „Helft Theresienstadt!“, der unsere gemeinsame Verantwortung für die Erhaltung Theresienstadts als historischen Ort der Mahnung, des Gedenkens in der Gegenwart und als Lernort für die Zukunft betont und zu Spenden aufrief. Bisher sind auf diesen Aufruf hin im Max-Samuel-Haus Spenden in Höhe von 1.700 Euro eingegangen: von Vereinsmitgliedern aus Rostock, von Ausstellungsbesuchern aus Greifswald, von Freunden des Hauses – aber auch Unbekannten – aus Berlin, Schwerin, Schöppingen...

Für den 13. Oktober organisieren wir eine Benefizveranstaltung „Theresienstadt in Not“. Unsere Idee wurde sofort von den großen Kulturinstitutionen der Stadt unterstützt: dem Volkstheater Rostock, der Hochschule für Musik und Theater, der Compagnie de Comédie, dem Konservatorium „Rudolf Wagner-Regeny“. Musiker, Schauspieler und Sänger erklärten sich sofort bereit, ohne Honorar aufzutreten. Dieses Programm soll mit Texten von Emil Utitz, Paul Celan, Ilse Weber und Else Lasker-Schüler Leid und Tod im Holocaust, aber auch mit Dokumenten und Erinnerungen das Schicksal aus Rostock nach Theresienstadt deportierter Juden und Jüdinnen beschreiben. Musikalisch wird das Programm vor allem von Kompositionen getragen, die in Theresienstadt entstanden: Werken von Viktor Ullmann und Pavel Haas. Als Interpreten werden auf der Bühne des Theaters im Stadthafen Angehörige verschiedener Generationen stehen: Katrin Stephan und Marlen Ulonska, Dorothea Meissner und Eugen Krößner, Johanna Schall und Monika Boysen, Rosita Mewis und Katrin Hansmeier, Georg Haufler und Daniel Arnold, Anke Zimmermann und Sylvio Krause, die Gruppe „en passant“.

Da die Eintrittsgelder dieser Veranstaltung ganz in die Spendensumme fließen, hoffen wir, zum Abschluß der Benefizveranstaltung dem Vertreter der Gedenkstätte Theresienstadt einen namhaften Betrag übergeben zu können.

Wenn Sie unsere Hilfsaktion unterstützen wollen, würden wir uns freuen, Sie am Sonntag, dem 13. Oktober 2002, um 16.00 Uhr zur Benefizveranstaltung „Theresienstadt in Not“ im Theater im Stadthafen begrüßen zu können. Für Spenden steht das Konto des Max-Samuel-Hauses zur Verfügung.

Frank Schröder

*Max-Samuel-Haus
Volks- und Raiffeisenbank e.G. Rostock
Kontonummer 1075969
Bankleitzahl 13090000*

Kennwort „Hilfe für Theresienstadt“

Dan Richter-Levin zu Gast in Rostock
143 Werke aus den letzten 12 Jahren
- Ausstellung im Max-Samuel-Haus

Declarations

Herr Richter-Levin, in Ihren biografischen Angaben heißt es, Sie seien geprägt von deutscher, russischer und jüdischer Kultur. Würden Sie das näher erläutern?

Mein Vater ist in Berlin geboren, meine Mutter in Warschau. Die Familie des Vaters lebte lange in Sachsen, in der Gegend von Hoyerswerda, die der Mutter ist viel umhergewandert. Ihre Vorfahren waren Ostjuden, ihr Vater, Shmaryahu Levin, war Rabbiner in Rußland und Abgeordneter der Duma. Seine letzten Lebensjahre hat er in Palästina verbracht. Er gehörte sozusagen zur Aristokratie der zionistischen Bewegung und war hoch angesehen. Mein Vater lernte ihn in Berlin kennen und war tief beeindruckt von seiner zionistischen Haltung - oder mehr von seiner Tochter? Meine Eltern haben dann in Palästina geheiratet und sich später scheiden lassen. Meine Mutter ist früh gestorben, mein Vater ist 91 Jahre alt geworden. Er hat das Leben und die Menschen geliebt, und besonders junge Leute fühlten sich zu ihm hingezogen und verehrten ihn, auch meine Kinder haben ihn sehr geliebt. Er ist keiner regulären Arbeit nachgegangen, machte dies und das, er war eine Art Lebenskünstler, konnte wunderbar erzählen. Durch den Vater habe ich übrigens Kontakte nach Rostock, hier lebt seit vielen Jahren seine Tochter, meine Halbschwester.

Außer durch meine aus Deutschland und aus Rußland stammenden Eltern wurde ich in Palästina von russischen und deutschen Einflüssen geprägt. Als ich 1926 in Tel Aviv geboren wurde, war das Land durch die frühen Einwanderer noch sehr russisch, z.B. waren alle meine Lehrer russische Emigranten. Später gewann die deutsche Kultur mehr und mehr an Einfluß.

Ihr Lebensweg führte nicht in gerader Linie zur Kunst. Nachdem Sie als ganz junger Mann im 2. Weltkrieg der Jüdischen Brigade in der englischen Armee angehört hatten, studierten Sie nach dem Krieg in Europa Medizin und sind erst einmal Arzt geworden...

... und bin das vierzig Jahre geblieben! Aber schon als Medizinstudent habe ich mich mit künstlerischen Arbeiten befaßt. Die ersten Werke, die ich selbst als Kunst bezeichnen würde, stammen aus

dem Jahr 1952. Seitdem läuft bei mir immer beides zusammen - Arzt und Künstler zu sein.

Wir zeigen im Max-Samuel-Haus also eine Art Jubiläumsausstellung...

Ja, es sind tatsächlich fünfzig Jahre... Ich habe in der Schweiz studiert und mich in England auf Tropenmedizin spezialisiert. Ich bin dann Chirurg geworden, habe mich auf urologische Chirurgie konzentriert und war zwanzig Jahre Chefarzt im Krankenhaus Haifa und Dozent an der Medizinischen Fakultät. Meine Kollegen in der Klinik haben meine künstlerische Arbeit immer ernst genommen - viel mehr als die Künstler meine Arbeit als Arzt.

Diagnose und Therapie - trifft das auch auf die Kunst zu? Tod und Leben, Lebensgefahr und Lebenshilfe - haben beide Berufe für Sie etwas miteinander zu tun?

Es ist eher ein Zufall, daß ich beide Berufe ernst genommen und beide immer weiter entwickelt habe. Ein junger Mediziner kann dem Menschen nicht so helfen wie ein erfahrener, und ein junger Künstler kann nicht aus nichts so viel machen wie ein älterer. Praktisch gesehen spielt sicher die Handfertigkeit eine große Rolle, die man für die Chirurgie und für feine künstlerische Techniken - wie für die Collagen, die ich während meines Bereitschaftsdienstes in der Klinik zur Zeit des Golfkriegs 1991 gemacht habe - gleichermaßen braucht und die man in beiden Bereichen entwickelt. Vielleicht ist die Kunst auch ein Wunsch, dem Menschen zu helfen, auf eine andere Weise als mit ärztlichen Mitteln. Meine Bilder enthalten keine Beschreibung von Gegenständen oder Sachverhalten, keine Madonna und keinen Esel, keine Blume und keinen Tisch. Meine Kunst ist abstrakt, aber das heißt nicht, daß sie inhaltslos wäre. Sie ist nicht aus heiterem Himmel zu verstehen, der Betrachter muß sich selbst, sein Eigenes einbringen, seine intellektuelle Auseinandersetzung oder auch nur sein ästhetisches Empfinden.

Ihre frühen Arbeiten zeigen durchaus gegenständliche Motive. Welchen Impuls gab es für die Entwicklung zum Abstrakten?

Zehn Jahre lang habe ich gegenständlich gearbeitet, die Sujets waren Boote auf See, Menschen bei der Arbeit, Stadtlandschaften, Maschinen. 1962 traf ich den Maler Jossel Bergner, einen polnischen Juden. Er hatte ursprünglich auch gegenständlich gemalt, war dann in London gewesen und vertrat nun die Auffassung, die abstrakte Kunst sei das einzig Richtige in der Welt. Ich habe damals seine Idee

aufgenommen, allerdings nie in dieser Absolutheit vertreten. Bergner wandte sich übrigens nach gewisser Zeit wieder dem Gegenständlichen zu. Geprägt wurde ich auch durch den Dadaisten und Experimentalfilmer Hans Richter, den Bruder meines Vaters. Er war mein künstlerischer Wegbegleiter.

Ihre Arbeiten enthalten mit wenigen Ausnahmen keine Titel. Sie geben keine Richtung für die Interpretation vor. Erschweren Sie damit nicht den Zugang zu Ihren Werken und deren Akzeptanz?

Ich habe einen beduinischen Freund, der in mein Atelier kam und fragte: Was ist das? Meine Antwort: Das ist das! Das Verständnis wäre sicher durch eine gewisse Kenntnis der Kunstgeschichte zu erleichtern, aber die meisten Menschen haben nicht die Geduld, sich so auf eine Ausstellung vorzubereiten. Ich könnte versuchen, dem Publikum ein bißchen zu gefallen - wäre das eine Hilfe oder Prostitution? 1967 habe ich nach einer Ausstellung viel verkauft, das waren Polyesterskulpturen, eine Art Mobiles, die sehr begehrt waren, überall auftauchten. Ich habe sofort damit aufgehört. Man muß das machen, was man in sich fühlt, nicht was gern gekauft wird.

Wenn im Londoner Hyde-Park die Leute auf die Kisten steigen und ihre Überzeugungen verkünden, ist es nicht gesagt, daß die meisten Zuhörer sich um den Mann mit den klügsten Gedanken sammeln. Aber natürlich ist es ein sehr schönes Gefühl, wenn viele Besucher in die Ausstellungen kommen und einen Zugang zu meinen Arbeiten finden. Das wünsche ich mir auch für die Rostocker Ausstellung.

Sie bauen Ihre Werke oft aus gebrauchtem Material, aus Sackfetzen, Schnüren, Stoffteilen, Holzstücken. Allein über die Verwendung und Bedeutung von Seilen und Stricken könnte man philosophieren, ebenso über die Bedeutungsebenen des Rahmens als ein Grundelement Ihrer Arbeiten. Welche Rolle spielt die soziale und geschichtliche Bestimmtheit des Materials für Ihre Zwecke?

Ich verwende meistens Fundstücke, Weggeworfenes, Gebrauchtes, Sachen aus dem Müllcontainer, also Reste menschlicher Nutzungen, keine Fundstücke aus der Natur. Das Material trägt sicher eine Bedeutung in sich, die durch unterschiedliche Erfahrungen und Kenntnisse des Betrachters in unterschiedlichem Maße realisiert werden. Zum Beispiel die Sackstücke: Sackstoff ist aus der Bibel geprägt, es steht für Destruktion, Trauer. Man kennt den Ausdruck „in Sack und Asche gehen“. Und der Sack ist eine Transportverpackung für verschiedene

Zwecke. Oder das Seil, der Knoten: Man wird den Henkersknoten assoziieren, aber darüber hinaus auch eine Bewegung, einen Rhythmus. Ich verwende das jeweilige Material, ohne vorher darüber nachzudenken, sondern wenn ich spüre, hier ist es richtig. Es ist wie in der Musik: Was „bedeutet“ ein Paukenschlag? Eben einen Paukenschlag, der in ein bestimmtes Gefüge von anderen Instrumenten, Tönen eingebunden ist und dadurch seine Bedeutung erhält. Eine wesentliche Rolle spielt bei mir der Rahmen, der Ordnung schafft und Schutz bietet, gleichzeitig einengt und gesprengt werden muß.

Manchmal ist in Ihren Kompositionen eine deutlichere Bestimmtheit zu erkennen, wenn Sie etwa authentisch wirkendes Material verwenden wie Fetzen von Häftlingskleidung oder wenn die Architektur von KZ-Baracken assoziiert wird. Gibt es da eine Verbindung zu eigener existentieller Betroffenheit?

Auschwitz hat mich ursprünglich künstlerisch gar nicht stark beeinflusst. Ich wollte mich mit dem Thema gar nicht beschäftigen. Anders als viele Kameraden habe ich eigentlich nicht begriffen, was im Holocaust passiert war, als ich mit der englischen Armee nach Dachau kam. Ich kann die Gründe nicht mehr nachvollziehen, vielleicht war es emotionale Faulheit, Angst, sich diesen Dingen auszusetzen. Ich bin von dem deutschen Journalisten Günter Schindler zu dieser Thematik gebracht worden. Durch ihn und seine Frau Gabi, die sich viel mit Auschwitz beschäftigten, kam es auch zu der Skulptur „Declaration eines lebenden Juden“ für Auschwitz. Eine Variante davon steht in Israel in der Künstlersiedlung Ein Hod, eine weitere - unmittelbar vor der Ausstellung am Ort entstandene - ab 8. Oktober 2002 auf dem Gelände des Max-Samuel-Hauses in Rostock.

Diese Skulptur weist keinerlei „Erkennungsmerkmale“ auf, es handelt sich um eine Komposition von Eisenstangen, nicht etwa von bedrohlich-martialischem Eindruck, sondern licht und sonnen-gelb. Schon die Farbe rief im Max-Samuel-Haus Diskussionen hervor: vielleicht die Farbe des Judensterns oder wirklich Sonne und Licht...?

Beide Deutungen liegen in meinen Intentionen. Tatsächlich signalisiert die Plastik keine Folter, keine Leichen, sondern eher eine offene Umarmung des Himmels. Sie steht in Auschwitz nicht auf dem Gelände des Lagers, sondern außerhalb vor dem Museum als eine „Botschaft“ vom Ende der Grauens - als Zeichen auch von Hoffnung.

Interview: Christine Gundlach

Zum 10jährigen Bestehen des Max-Samuel-Hauses 2001 stellten wir ein Langzeitprojekt vor: die Stolpersteine. Ziel ist es, für die 80 namentlich bekannten Opfer des Holocaust aus Rostock jeweils vor ihren Wohnhäusern eine Steinplatte zur Erinnerung in den Bürgersteig einzubringen. Das Projekt soll ausschließlich durch Spenden finanziert werden.

STOLPERSTEINE

Gemeinsam mit dem Maler und Grafiker Rando Geschefski wurde ein Gestaltungsentwurf entwickelt. Wir entschieden uns für einen Dolomitstein, dessen graugrüne Farbgebung sich von den üblicherweise verwendeten Gehwegsteinen unterscheidet. Die Maserung der Dolomitplatten ist nie identisch, so wie jeder Stolperstein für einen – unverwechselbaren – Menschen stehen soll. In die Dolomitplatte werden Straße und Hausnummer, Vorname und Name, Geburts- und Sterbejahr und eine Angabe zu Todesart und -ort eingesnitten.

Der erste Stolperstein konnte anlässlich einer gemeinsamen Gedenkveranstaltung des Max-Samuel-Hauses und der Rostocker Straßenbahn AG zum 130. Geburtstag des ehemaligen RSAG-Generaldirektors Richard Siegmann am 17. Juni 2002 gesetzt werden. Der Berliner Großbürgersohn Richard Siegmann übernahm 26jährig 1898 die Leitung der Rostocker Straßenbahn. Das damals noch mit Pferdewagen arbeitende Unternehmen entwickelte sich in den folgenden Jahrzehnten zum führenden Nahverkehrsunternehmen: 1904 wurde die Straßenbahn elektrifiziert, es folgten Netzerweiterungen, die Einführung des Omnibusverkehrs, die Anbindung des Badeortes Warnemünde. Richard Siegmann wurde auch zum Motor der Tourismusentwicklung an der Ostsee: Er gründete den Rostocker Verkehrs-Verein, den Mecklenburgischen Verkehrs-Verein und die Arbeitsgemeinschaft der Verkehrs-

verbände der Ostseebäder. Als liberaler Politiker gehörte er der Repräsentierenden Bürgervertretung bzw. der Stadtverordnetenversammlung an. Er arbeitete in den Vorständen von Kommunalverein, Konzertverein, Tierschutzverein und Rostocker Singakademie mit.

Über drei Jahrzehnte war Siegmann eine der markantesten Persönlichkeiten des wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Lebens Rostock. Der assimilierte Jude Richard Siegmann übernahm 1926 den Vorsitz der Landesversammlung jüdischer Gemeinden in Mecklenburg-Schwerin. 1933 erlebte Siegmann die Verdrängung aus Vorstandsämtern und Vereinen. Zum Jahresende 1935 entließ die Rostocker Straßenbahn ihren jahrzehntelangen Generaldirektor ohne Dank und Anerkennung. Siegmann zog mit seiner Familie nach Berlin und verhungerte 1943 im Konzentrationslager Theresienstadt.

Dieser erste Stolperstein entstand auf Initiative der Rostocker Straßenbahn AG, die auch die Finanzierung und Einbringung übernahm. Seit dem 17. Juni erinnert dieser Stolperstein an der Straßenbahnhaltestelle Neuer Markt an Richard Siegmann.

Unterstützt wird das Projekt auch durch die Hansestadt Rostock. Mehrfach betonte Rostocks Oberbürgermeister Arno Pöker, daß er in diesem Projekt ein beispielhaftes Vorhaben zur Erinnerung an die Opfer des Holocaust, aber auch zur wertorientierten Erziehung junger Generationen sehe. Die Hansestadt Rostock erklärte sich bereit, die Einbringung der Stolpersteine in die Bürgersteige zu übernehmen, die Realisierung erfolgt durch das städtische Tiefbauamt.

So konnten in den ersten Oktobertagen die nächsten vier Stolpersteine gesetzt werden: für Martha Schoeps in der Wismarschen Straße 13, für Martin Levy in der Wendenstraße 2, für Ruth Zuckermann in der Altschmiedestraße 26 und für Meta Hirsch in den Stephanstraße 3.

Diese Stolpersteine wurden möglich durch Spenden aus Rostock, Bremen, New York, Jerusalem und München.

Vom Zeitungsartikel zur Ausstellung

So einfach ist die Formel nun auch wieder nicht. Den Anstoß für die Ausstellung „Pöppendorf statt Palästina“ gab tatsächlich ein Artikel der „Berliner Morgenpost“. Und fünf Schüler der Lübecker „Geschwister Prenski“-Schule ließ der Inhalt nicht mehr los. Der Bericht schilderte die Odyssee der Exodus-Passagiere und ihren Zwangsaufenthalt im Internierungslager nahe Lübeck im Jahre 1947. Nach der Befreiung der Konzentrationslager durch die alliierten Truppen waren 10 Millionen „Displaced Persons“ (Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene) in Europa ohne Heimat. Unter ihnen bildeten die 1,8 Millionen jüdischen Holocaust-Überlebenden eine besondere Gruppe.

Max-Samuel-Haus und Geschichtswerkstatt Rostock e.V. zeigten die Ausstellung

Pöppendorf statt Palästina

Zwangsaufenthalt der Passagiere der „Exodus 1947“ in Lübeck

Der Wunsch, nach Palästina auszureisen, konnte oft nur illegal realisiert werden. Die britische Regierung, unter deren Mandat das Gebiet damals stand, verfolgte eine restriktive Einwanderungspolitik. Auf dem alten Frachter „President Warfield“, den sie umtaufen auf den Namen „Exodus 1947“, versuchten im Sommer 1947 über 4500 Flüchtlinge das Land ihrer Hoffnungen zu erreichen. Doch die Briten fingen das Schiff ab und brachten die Juden über Frankreich nach Deutschland in Internierungslager.

Das Interesse für dieses zeitgeschichtliche Thema mit regionalem Bezug war bei den Schülern gegeben, zumal die Projektwoche anstand. Bis dato war der Name des Schiffes oder das Schicksal seiner Passagiere für die Jugendlichen kein Begriff. Nach einer Überblicksrecherche und ersten Einarbeitung in

das Thema stellten die Schüler fest, daß der Aufenthalt der Juden in Lübeck nur geringfügig dokumentiert und scheinbar aus dem städtischen Gedächtnis verschwunden war. Die Projektwoche ging zu Ende, das Interesse der Schüler aber nicht. Sie schrieben Archive und Institute an, sprachen mit Zeitzeugen und sammelten Quellen. Mit dieser Vorarbeit überzeugten sie das Kulturforum Burgkloster und den Runden Tisch „Brandanschlag auf unsere Synagoge“ von einer Ausstellung über die Exodus 1947 und die Schicksale der jüdischen Flüchtlinge. Forschungsreisen durch Deutschland und Großbritannien begannen, es entstanden Kontakte nach Israel und den USA. Sechs Monate dauerten die Aufbereitung und Auswertung des Materials sowie die Mühen um die Finanzierung des Projekts. Im September 1998 wurde die Ausstellung eröffnet.

Die Reaktion auf die Ausstellung war in Rostock ziemlich verhalten. Eine Gruppe von Gymnasiasten aus Altentreptow zeigte kaum Anteilnahme oder historisches Interesse an der Thematik, mit wenigen Ausnahmen. Eine Schülerin zeigte sich betroffen von den miserablen Lebensumständen an Bord, einen Schüler interessierte das Leben in den Lagern sehr. Einige lasen sich jedoch die Texte nicht durch. Das lag zum Teil auch am Konzept der Ausstellung. Als ein Schülerprojekt erstaunlich, präsentiert sie sich dem Besucher jedoch etwas phantasielos und trocken. Die grafische Umsetzung und die umfangreichen Textpassagen erschweren den Zugang zur Thematik. Das Ergebnis für die beteiligten fünf Lübecker Gymnasiasten war für jeden einzelnen unschätzbar. Sie erlangten Kenntnisse in Projekt- und Teamarbeit, setzten sich mit der historischen und vor allem ethischen Fragestellung auseinander. Der kritische Blick auf die Geschichte und die Konfrontation mit der Vergangenheit erlaubt ein gesellschaftliches Spiegelbild zu kreieren. Sie kamen zu der Erkenntnis, daß staatliche Gewalt gegen Zivilisten moralisch nicht haltbar ist und kein Mensch illegal sei. Das Resultat für die fünf: Eintreten für den Humanismus.

Riga und noch ein Stückchen weiter ?

Ursula Sienczak – diesjährige Preisträgerin des Herbert-Samuel-Preises – und die hinter dieser Person stehende, sehr ambitionierte „Pater-Siemaszko-Stiftung Krakau“ sind ein gutes Beispiel für intensive, freundschaftliche Zusammenarbeit in der Jugendarbeit des Max-Samuel-Hauses.

Riga ist dabei nur der vorläufige Höhepunkt dieser gemeinsamen Jugendarbeit. Die Abschlußfahrt des dreijährigen deutsch-polnisch-israelischen Jugendprojektes namens „Wochn fun bitochn – Wochen der Hoffnung“ fand im Juni dieses Jahres statt. Mit einer maximalen Reisedauer von 1½ Tagen reisten 18 Jugendliche und 5 Betreuer aus Deutschland und Polen an, um sich auf jüdische und nationale Spurensuche in Riga und Umgebung zu begeben.

Durch die guten Beziehungen des Max-Samuel-Hauses zum Jüdischen Museum in Riga ist diese Idee einer Studienfahrt in die lettische Hauptstadt entstanden. Nach drei Jahren wissenschaftlicher Arbeit an eigener nationaler (besonders über die Zeit des Dritten Reiches) und jüdischer Geschichte und vier Workcamps in Rostock und Krakau, die sich mit der künstlerischen und kulturellen Auseinandersetzung der bearbeiteten Themen beschäftigten, bekamen die Jugendlichen nun die Möglichkeit, eine Studienfahrt in neues Territorium zu unternehmen.

Auf dem Programm standen Museen, kulturelle Events wie ein Orgelkonzert, das Johannisfest, wissenschaftlicher und kultureller Austausch zwischen den Jugendlichen sowie Kontakt zu lettischer und Rigaer Lebensart. Ein interessanter Abschluß für das erste große Jugendprojekt dieser Art.

Nach Riga noch einen Schritt weiter !

Die in den letzten drei Jahren entstandenen guten Arbeitsbeziehungen und auch die entwickelten Freundschaften zwischen deutschen und polnischen Jugendlichen haben uns bewogen, ein weiteres mehrjähriges Projekt in

Rostock und Krakau durchzuführen. „Täter-Opfer-Zuschauer“ heißt die Beschäftigung mit Akteuren und Zeitzeugen. Die Verflechtung der deutschen Gesellschaft im Holocaust sowie die literarischen, teilweise biographischen Zeugnisse von z.B. Rudolf Höß, Anne Frank, Fred Schwarz und Bruno Apitz stehen im Mittelpunkt der Untersuchungen. Erneut arbeiten Jugendliche des Stephan-Jantzen-Gymnasiums, Rostock-Lichtenhagen, mit jungen Menschen der Pater-Siemaszko-Stiftung, Polen, zusammen. Innerhalb von drei Schuljahren soll in Deutschland sowie in Polen auf der Grundlage von Seminarstunden eine intensive Beschäftigung mit der nationalen Thematik erfolgen, gleichzeitig aber auch ein Austausch auf internationaler Ebene über die Unterschiede, Gemeinsamkeiten und Auffälligkeiten dieser Arbeit stattfinden. Aus den Arbeiten aller beteiligten Jugendlichen heraus wird sich auch der Inhalt der binationalen Treffen ergeben. Ausgangspunkte der Projekttreffen werden immer das Max-Samuel-Haus in Rostock und die Pater-Siemaszko-Stiftung in Krakau sein, doch wer weiß, wohin uns der Taten- und Wissensdrang noch führen wird. Thematisch anknüpfend an dieses große Projekt, gestalten wir zusätzlich ein kleines nationales einjähriges Projekt mit Jugendlichen des Käthe-Kollwitz-Gymnasiums, Rostock-Dierkow. „Woher kommt der Haß? Grundlagen des Antisemitismus“ ist ein Schülerprojekt. Dabei steht die Beschäftigung mit der Thematik auf der Grundlage historischer, politischer, philosophischer Aspekte des Antisemitismus im Vordergrund. Eine Verarbeitung der Seminarerkenntnisse in künstlerischer Form ist angedacht. Die schon in der ersten Sitzung zum Ausdruck gekommene Initiative der Jugendlichen läßt auf ein wertvolles Ergebnis in Ausstellungsform hoffen.

Kathrin Wenzel

BUCHTIP

Ronnie Po-Chia Hsia

Trient 1475

Geschichte eines Ritualmordprozesses
Frankfurt/Main 1997

Ein nackter Knabe auf einem Tisch, um ihn herum allerlei finstere Gesellen, einer mit einem Messer, andere mit Nägeln, sie machen sich an dem Knäblein zu schaffen. Das ausströmende Blut wird in einer Schale gesammelt. Die vermeintlichen Schergen sind augenscheinlich Juden, deutlich an ihrer Kleidung zu erkennen. Dieses schaurige Szenario zeigt ein Kupferstich in Hermann Schedels Weltchronik von 1493. Um wen es sich auf dem Bild handelt, sagen große Namensbeischriften, Mayer, Samuel, Engel, Seligman, Vital, Thobias, der kleine Junge ist Simon, später wird er ein heiliges unschuldigtes Kind genannt, Simon von Trient.

Trient 1475, damals eine kleine Stadt am Südrand der Alpen, man spricht italienisch und deutsch. Quellen berichten über ein gutes Miteinander von Christen und Juden. Doch trotz der scheinbar vertrauten Beziehungen zu ihren christlichen Nachbarn blieben die jüdischen Familien aufgrund ihrer Religion und ihres Berufs Außenseiter. Sie verfügten jedoch unzweifelhaft über erheblich mehr Wohlstand und Muße als die Handwerker und Tagelöhner ihrer Nachbarschaft, was schnell den Neid der Nachbarn hervorruft.

Ostern 1475 erscheint der Prediger Bernardino da Feltre in der Stadt und wettet gegen den Zinswucher der Juden und rügt die Christen für ihren Umgang mit ihnen. Seine Zuhörer haben anfänglich wenig Verständnis, doch die nun folgenden Ereignisse scheinen seinen bösen Prophezeiungen Recht zu geben. Am 23. Mai, Gründonnerstag, verschwindet ein dreijähriger Knabe, Simon, der Sohn eines Gerbers. Der Jude Samuel entdeckt drei Tage später in einem Bach vor seinem Haus eine Kinderleiche. Hinderbach, der Ortsbischof von Trient, und da Feltre wissen es gleich, es waren die Juden. Sie haben aus religiösem Haß und zu rituellen Zwecken den kleinen Simon Unverdorben ermordet. Alle jüdischen Männer werden verhaftet, und es beginnt ein langwieriger Prozeß, dessen Verlauf in Verhörprotokollen niedergeschrieben wurde.

Hsia zeichnet aus den Aussagen der Prozeßakten ein lebendiges Bild der beteiligten Menschen, beschreibt, wie ein zwar auf Duldung und Gnade der Obrigkeit gegründetes, aber dennoch wohl abgesichert Leben plötzlich zerstört wird. Mordanklage! Über Nacht werden die freundlichen und vertrauten jüdischen Nachbarn zu fremdartigen Mördern. Alle Vorurteile scheinen durch ein neuerliches jüdisches Verbrechen bestätigt.

Aus den Akten scheint ein flüchtiger Eindruck vom Leben der damals drei jüdischen Familien Trients. Da ist die Familie Samuels des Geldverleihers, die des Tobias, eines Arztes aus Magdeburg, und die des Engel. Unter der Folter werden ihnen absurde Geständnisse abgezwungen. Einige bleiben jedoch standhaft und beteuerten zwischen Schmerzensschreien ihre Unschuld, andere brechen zusammen und belasteten im Verlauf der grotesken richterlichen Erdichtung eines vermeintlichen Ritualmordes sich selbst und ihre Glaubensbrüder. Tobias ersinnt sich unter der Folter eine Geschichte. Die imaginären Welten der Peiniger und ihrer Opfer verschmelzen zu einer einzigen. Sind es die Worte des Gefolterten, des Richters oder des Schreibeis, die in den Akten stehen? 9 Männer werden zum Tode verurteilt; Scheiterhaufen, auch die zuvor begehrte Taufe hilft nichts mehr. In den Augen der Trientiner bestätigten die Bekehrungen nur die Schuld der Juden und sind als eines der Wunderwerke ihres nun zum Märtyrer gewordenen kleinen Simon zu begreifen.

Der Papst läßt durch einen Legaten den Fall prüfen. Dieser kommt vorerst zu der für Bischof Hinderbach und seiner Anhängerschaft schrecklichen Erkenntnis, daß die Anschuldigungen gegen die jüdischen Bewohner Trients absurd und unhaltbar sind. Doch der kleine Simon war schon längst zu einem Heiligen geworden. Hinderbach konnte seine Kanonisierung zwar nicht mehr erleben, denn der Lokalkult um den kleinen Simon wurde erst 1588 offiziell anerkannt. Dafür überlebte er alle Beteiligten um ein Weites, erst das zweite Vatikanische Konzil 1965 schaffte den Kult wieder ab. Noch heute künden zahlreiche Kunstwerke von den Wundertaten des kleinen Simon.

Das jüdische Leben in Trient war vorerst zerstört. Hsia führt uns in eine scheinbar längst vergangene Welt, Opfer und Täter erhalten ganz persönliche Züge. Er eröffnet dem Leser das Geschehen in der Glaubens- und Lebenswelt des 14. und 15. Jahrhunderts und versucht, dem Weg antisemitischer Legenden nachzuspüren. Krieg, Pest, religiöser Haß und wirtschaftlicher Neid verbanden sich zu einer machtvollen Kraft.

Der Trienter Prozeß machte viel Aufsehen, und seine Akten sind uns heute noch in 9 Abschriften überliefert. Das eingangs beschriebene Bild zeugt von der Popularität des Falles, der inmitten einer Unzahl solcher Geschehnisse vom 12. Jahrhundert bis hinauf in das erst unlängst vergangene 20. Jahrhundert stand. Der letzte solcher gegen Juden angestregten Ritualmordprozesse war der sogenannte Beilis-Prozeß 1911-13 in Kiew.

Po-Chia Hsia ist Professor für Europäische Geschichte an der Universität New York und Spezialist für die Geschichte Mitteleuropas im ausgehenden Mittelalter und der frühen Neuzeit.

Neuerwerbungen der Bibliothek

Segev, Tom

Die siebte Million

Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung
Reinbek bei Hamburg 1995

Sippel, Hartwig

Die Templer

Geschichte und Geheimnis
Wien 2001

Beller, Steven

Theodor Herzl

Wien 1996

Wasserstein, Bernard

Europa ohne Juden

Das europäische Judentum seit 1945
Köln 1999

Schenkungen von Herrn Attula:

Wöhlke, Wilhelm (Hrsg.)

Länderbericht Polen

Bonn 1991

Gesenius, Wilhelm

Hebräisches und Aramäisches Handwörterbuch

Berlin 1962